



CHRISTY ENGLISH

*Das Spiel
der
Königin*

Weltbild

Ein Kampf um Liebe und Macht

Paris, 1169: Alix, Tochter des französischen Königs, wird als Fünfjährige nach England geschickt. Sie ist Richard Löwenherz versprochen, dem Sohn des englischen Königs Heinrich II. und seiner Frau Eleonore von Aquitanien. In England angekommen, spüren Eleonore und Alix eine besondere Seelenverwandschaft. Doch zehn Jahre später, als Alix ins heiratsfähige Alter kommt, gerät sie in die Mühlen eines grausamen machtpolitischen Spiels zwischen Eleonore und Heinrich. Und bald muss sie erkennen, dass ihr eine besondere Rolle in diesem Spiel zugeteilt ist. Denn sie liebt nicht ihren Verlobten – sondern seinen Vater ...

Christy English

Das Spiel der Königin

Historischer Roman

Aus dem Amerikanischen von Theresia Übelhör

Weltbild

Die Autorin

Christy English wuchs in North Carolina auf und studierte Geschichte. Jahrelang beschäftigte sie sich mit dem Schreiben und besuchte Vorträge, auf denen sie gebannt die Geschichten und Erfahrungen von anderen Autoren anhörte, bevor sie sich ein Herz fasste und selbst zu schreiben begann. Christy English lebt in New York, Das Spiel der Königin ist ihr erster Roman.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
The Queen's Pawn bei New American Library, New York.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Vollständige E-Book-Ausgabe der bei Weltbild erschienenen Print-Ausgabe.

Copyright der Originalausgabe © 2010 by Christy English

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2011 by Weltbild Retail GmbH & Co. KG, Steinerne Furt, 86167 Augsburg

Übersetzung: Theresia Übelhör

Covergestaltung: bürosüd°, München

Titelmotiv: © Larry Rostant

E-Book-Produktion: Uhl + Massopust, Aalen

ISBN 978-3-95569-712-9

Teil I

Kindheit

Île-de-France
Februar 1169

Meine Mutter starb am Tag meiner Geburt. Inzwischen weiß ich, dass das keineswegs ungewöhnlich war, aber während meiner ersten Lebensjahre hatte ich den Eindruck, von Gott eine Sonderstellung zugewiesen bekommen zu haben. Ihr Tod war für mich ein großer Verlust, mein erster Verlust, obwohl ich sie nie kennenlernen durfte. Meine Amme erzählte mir immer wieder, dass ich ihre strahlenden Augen geerbt hätte.

Am Tag meiner Geburt erhielt der König von Frankreich nur mich, eine weitere Tochter, die bis auf die Allianz, die meine Hochzeit möglicherweise mit sich bringen würde, nutzlos war. Am Tag meiner Geburt starb seine Königin, sodass mein Vater sich nach angemessener Trauerzeit an die mühsame Aufgabe machen musste, eine neue Königin zu suchen und wieder von vorn zu beginnen.

Meine Mutter war Spanierin und eine wunderbare Frau – das behaupteten jedenfalls alle. Natürlich hätten sie mir nichts anderes erzählt, selbst wenn sie ein Drachen gewesen wäre. Mein Vater, König Ludwig, der Siebte dieses Namens, erwähnte sie nie auch nur mit einem Wort.

Und so zog mich meine Amme Katherina mit Geschichten über die Schönheit meiner Mutter, ihre Güte und unendliche Liebenswürdigkeit groß. Laut Aussage meiner Amme war meine Mutter eine Art Heilige, eine Frau, die nie wütend wurde, nie ein böses Wort sagte, weder einem Mann, noch einer Frau oder einem Diener gegenüber. Eine Frau, die früh Mutter wurde und still und leise starb und deren einziges Versagen darin bestand, meinem Vater zwei Töchter zu schenken, die außer Schmerz nichts erben konnten.

Das Vorbild meiner Mutter wurde mir ständig vor Augen gehalten, sodass auch ich lernte, zu schweigen und still zu sein. Ich lernte, dass das Schweigen einer Frau mehr wert war als Gold und dass gehorsam zu sein nicht nur meine Pflicht war, sondern mir auch zur Ehre gereichte. Denn durch meinen Gehorsam konnte ich meinem Vater und König am besten dienen.

Mein Vater war groß und hager, und er hatte ein Gesicht wie ein Mönch. In einer besseren Welt hätte er die Freiheit gehabt, sein Leben in innerer Versenkung zu verbringen und Gott zu dienen.

Das war die große Gabe meines Vaters: still dazusitzen und die Anwesenheit Gottes zu spüren. Manchmal, wenn die Staatsgeschäfte erledigt waren und niemand mehr seine Aufmerksamkeit für sich beanspruchte, ließ er mich bei sich in seinen privaten Gemächern sitzen und mit ihm vor seinem Privataltar knien. Dieser Altar stand neben dem Prunkbett, in dem meine Schwestern und ich gezeugt worden waren.

Meine ältesten Schwestern kannten mich nicht, denn sie waren schon lange verheiratet worden und lebten nicht mehr in Frankreich. Außerdem waren sie verflucht, weil sie von

der ersten Frau meines Vaters, der niederträchtigen Königin Eleonore, geboren worden waren, der Frau, die meinen Vater vor Jahren wegen eines jüngeren Mannes verlassen hatte. Nur flüsternd wurde über diese Königin gesprochen. Meine Amme beschwor sie immer dann herauf, wenn sie mich daran erinnern wollte, dass ich brav sein sollte, wenn sie versuchte, mich von Schlechtigkeit fernzuhalten. Meine ganze Kindheit hindurch empfand ich Abscheu vor dieser geheimnisvollen Königin, einer Frau, die nie gehorsam war, einer Frau, die sich dem Kreuzzug gegen die Ungläubigen angeschlossen hatte und so auf einem Pferd geritten war wie ein Mann.

Später erfuhr ich, dass Eleonore nicht etwa tot war und beim Teufel in der Hölle schmorte, sondern den König von England geheiratet hatte, der ebenfalls ein Teufel war – das behaupteten jedenfalls alle am Hof meines Vaters.

Kurz vor meinem elften Geburtstag, als sicher zu sein schien, dass ich am Leben bleiben würde, wurde meine Hochzeit arrangiert. In dieser Zeit rief mich mein Vater zu sich.

Die Hofdamen führten mich in einen großen Saal, der aus Stein gemauert war. In den Fenstern hoch über uns befanden sich durchsichtige Glasscheiben, und Sonnenstrahlen fielen durch diese hohen Fenster auf den Staub, der über unseren Köpfen tanzte. Die Decke bestand aus steinernem Gitterwerk, das so kunstvoll war, dass es fast wie Spitze wirkte. Ich reckte den Hals, um es mir anzusehen.

Mein Vater stand mit seinen Rittern und Edelleuten neben einem großen hölzernen Sessel, der mit Kissen versehen und mit vergoldeten Wappen verziert war. Ich lächelte, als ich meinen Vater erblickte, aber er lächelte nicht zurück, nicht etwa, weil er mich nicht gesehen hätte, sondern weil das ein feierlicher Anlass war. Ich wusste nicht, warum ich gerufen worden war, ich wusste nur, dass der König mich erwartete.

Zum ersten Mal in meinem Leben ging ich allein durch einen Raum voller Männer. Die Hofdamen folgten mir mit ein paar Schritten Abstand, während ich mich zwischen den Höflingen meines Vaters vorwärtsbewegte.

Als ich nach einer scheinbaren Ewigkeit beim Podest angelangt war, machte ich vor meinem Vater einen Knicks und kniete mich vor ihn, als wäre ich einer seiner Vasallen.

Ein Murmeln breitete sich im Saal aus, als streiche der Wind durch ein Gerstenfeld. Dann herrschte Stille. Es war jetzt eine andere Art von Stille, nicht die Stille, die herrscht, wenn man darauf wartet, dass eine Pflicht erfüllt wird, sondern eine Stille wie bei Zuschauern, die einem Schauspiel beiwohnen. Ich muss unwillkürlich das Richtige getan haben, denn obwohl mein Vater seinen schwersten Prunkornat trug, der mit Gold und Hermelin verziert war, lächelte er jetzt zu mir herab.

Ich hatte ihn noch nie mit seiner Krone gesehen. Er sah aus wie ein anderer Mensch – bis er lächelte und ich ihn wiedererkannte.

Mein Vater hob die Hände und segnete mich, dabei sprach er Worte, an die ich mich nicht mehr erinnern kann. Kern seiner Ansprache war, dass ich von diesem Tag an den Titel der Gräfin von Vexin tragen würde. Ich würde die Grafschaft von Vexin, ein wertvolles Stück Land, das sich zwischen Paris und dem Großherzogtum der Normandie

erstreckte, aus eigenem Recht besitzen. Ich schwor, meinem König und dem Thron Frankreichs immerdar zu dienen.

Als die Zeremonie vorüber war, sah ich einen Mann, der hinter dem Thron meines Vaters stand. Er war klein und hatte ein Gesicht wie ein Frettchen und glänzende Augen. Mir wurde wenig über den Hof meines Vaters berichtet, aber ich verstand es zuzuhören. Ich wusste, dass er einer der Speichellecker von König Heinrich von England war. Außerdem kannte ich seinen Namen: Sir Reginald von Shrewsbury. Sogar in meinem Kinderzimmer war von ihm die Rede gewesen, als er als Gesandter des englischen Königs nach Paris gekommen war.

Ich fragte mich, warum er sich die Mühe gemacht hatte, an meiner Investitur teilzunehmen, wo ich doch selbst bis zu diesem Tag nichts davon erfahren hatte.

Dann hörte ich, wie eine der Hofdamen meines Vaters mit einer anderen sprach, während sie sich näherten, um mich wegzuführen.

»Gott stehe dem Mädchen bei«, sagte sie. »Wenn es an den Hof der Brut dieses Teufels geht.«

Mit dem »Teufel« konnte meines Wissens nur eine gemeint sein: die böse Königin, die einmal die Frau meines Vaters gewesen war.

Ich erstarrte, und die Angst aus meinen Kindheitstagen stieg in mir auf und schnürte mir die Kehle zu. Ihre knöchigen Finger würgten mich, und ich hatte zu kämpfen, um Luft zu bekommen. Das war nicht der erste Kampf, den ich gegen die Angst geführt und gewonnen hatte. Und es sollte auch nicht der letzte sein.

Ich betete zur Jungfrau Maria, und sie erhörte mich, denn meine Atmung beruhigte sich und meine Angst vor der bösen Königin ließ nach. Ich stand allein im Thronsaal meines Vaters, und ich wusste, warum der Gesandte mit dem Frettchengesicht anwesend war. Meine Hochzeit war bereits arrangiert worden. Ich sollte einen Prinzen aus der Teufelsbrut heiraten, einen Sohn der früheren Frau meines Vaters.

Ich stand still da, während in den Hofstaat, der um mich herum stand, Bewegung kam. Ich spürte, dass der Gesandte von König Heinrich mich ansah, mich musterte und mich für mangelhaft befand. Ich war klein für mein Alter, deshalb richtete ich mich auf. Ich wollte nicht zulassen, dass ein Diener meines zukünftigen Ehemanns Geschichten von mir erzählt, es sei denn, es handelte sich um Geschichten, die ich ihm vorgab.

Ich folgte den Hofdamen nicht zur Tür, wie man von mir erwartete. Stattdessen machte ich kehrt, und die in der Nähe stehenden Frauen waren nicht geistesgegenwärtig genug, mich zurückzuhalten. Sie hielten mich zu dieser Zeit offenbar für eins ihrer Hündchen und bemerkten erst zu spät, dass ich die Leine abgestreift hatte.

Mein Vater stand noch immer an der Stelle, an der ich mich von ihm abgewandt hatte. Irgendwie spürte er, genau wie ich, dass noch etwas gesagt werden musste, Worte, die bis jetzt unausgesprochen geblieben waren. Er war ein guter Mann und ein guter König, aber er zählte nicht zu jenen, die gern vor großen Menschenmengen sprachen. Ich sah, dass es mir überlassen blieb, es an seiner Stelle zu tun.

Ich stand vor ihm und blickte meinem Vater in die Augen, und ich sah nur ihn, während

die Höflinge bei der Tür stehen blieben. Sie waren im Begriff gewesen zu gehen, da die Zeremonie vorüber war, aber ich war mit ihnen noch nicht fertig. Noch nicht.

Als ich hörte, dass die Höflinge aus der Vorhalle zurückkehrten, kniete ich langsam und feierlich nieder und blickte meinem Vater weiter in die Augen. Wieder legte sich Schweigen über den Saal, und nur noch das Flüstern der Hofdamen bei der Tür war zu hören, bis der Oberhofmeister sie mit barscher Stimme zur Ruhe gemahnte.

Ich hob den Saum des Gewands meines Vaters an und küsste ihn. Die Männer, die neben ihm standen, wichen zurück, blieben aber nahe genug stehen, dass sie meinen spontanen Auftritt beobachten konnten. Ich sah sie nicht an, sondern blickte nur auf das Gesicht meines Vaters. In diesem Augenblick legte ich meinen wahren Schwur ab, den Schwur, an dem ich für den Rest meines Lebens festhielt.

»Mein Herr und König«, sagte ich. »Es ist meine Pflicht, dem Thron Frankreichs zu dienen. Wenn Ihr von mir verlangt, in die fernsten Gegenden der Welt zu reisen, selbst in dunkle, unbekannte Regionen, werde ich gehen. Falls es für Frankreich notwendig wäre, dass ich den Teufel persönlich heirate, würde ich auch das tun. Es wird mir eine Ehre sein, den Sohn König Heinrichs zu heiraten.«

Ich wusste nicht, welchem Prinzen der Teufelsbrut ich versprochen war, deshalb nannte ich keinen Namen. Aber ich wusste, dass König Heinrich sehr viele Söhne hatte, während Gott es für angebracht gehalten hatte, uns nur meinen jüngeren Bruder, Philipp August, das Kind der dritten Frau meines Vaters, zu schenken.

Mein Vater blickte so stolz auf mich herab, dass ich dachte, er würde gleich Tränen vergießen. Ich sah Bedauern in seinem Gesicht, dass er mich nicht vor meiner Investitur zur Gräfin, bevor meine Hochzeit arrangiert wurde, allein zu sich gerufen hatte. Zum ersten Mal erkannte er, dass ich alt genug war, um zu begreifen, worin meine Pflicht bestand. Tränen stiegen ihm in die Augen, während er auf mich herabblickte, dann blinzelte er sie weg.

Wieder hob mein Vater die Hand, um mich zu segnen. Er legte sie auf meinen Schleier, sodass sie auf meinem Scheitel ruhte.

»Meine Tochter, wenn das Frühjahr kommt, wirst du abreisen, um Lord Richard, Prinz von England, den Sohn unseres geschätzten Vasallen Heinrich, König von England und Herzog der Normandie, zu ehelichen. Du bist der Stolz meines Hofes, die Blume Frankreichs. König Heinrich wird dich willkommen heißen und dich in Ehren halten, so wie wir dich hier in Ehren halten.«

Ich ergriff nicht mehr das Wort, weil ich schon zu viel gesagt hatte. Eine französische Prinzessin verbringt ihr Leben mit Schweigen, so wie es meine Mutter vor mir getan hatte. Ich war nicht von Natur aus schweigsam, aber ich war gehorsam. Ich wusste, dass ich meinem Vater jetzt eher diente, wenn ich den Mund hielt.

Ich dachte, er würde mich nun, da meine Pflicht erklärt und alles Nötige über die Teufel und ihre Brut gesagt war, entlassen. Stattdessen nahm mein Vater die Hand von meinem Schleier und entließ mit einer Geste die um uns herum stehenden Höflinge, auch den Abgesandten König Heinrichs.

»Lasst uns allein«, sagte mein Vater.

In Windeseile war der Saal geräumt. Die Damen, die mich hierher begleitet hatten, gingen als Letzte und wurden vom Oberhofmeister meines Vaters gescholten, weil sie mich hatten entzwischen lassen.

Sobald wir allein waren, setzte sich mein Vater nieder, nicht auf seinen Thron, sondern auf ein Kissen, das auf einer der flachen Stufen des Podests lag. Ich erkannte, dass das Kissen dort hingelegt worden war, damit ich darauf knien konnte. Doch ich hatte mich, da ich nicht instruiert war, so rasch hingekniet, dass die Zeremonie, durch die ich zur Gräfin geworden war, und alles, was danach geschehen war, unterhalb des Podests stattgefunden hatten.

Mein Vater machte mir ein Zeichen, und ich ging zu ihm. Er ergriff meine Hand. Seine Haut war wie altes Pergament, weich und fast gelb. Als ich so vor ihm stand, betete ich zu Gott, dass er ihn lange genug am Leben lassen würde, damit er erleben konnte, wie mein Bruder zu einem starken Mann heranwuchs.

»Meine Tochter«, sagte er. »Was hast du von dem Teufel gehört?«

»Die Damen haben gesagt, dass ich in die Teufelsbrut einheiraten soll. Ich wusste sofort, dass sie einen Sohn meinten, den Eure andere Frau geboren hat.«

Zu meinem Erstaunen lächelte er. Ich war froh zu sehen, dass sich seine Miene ein wenig aufhellte. Doch sein Gesichtsausdruck wurde wieder ernst, und ich trat näher zu ihm.

»Eleonore ist kein Teufel, Alix, und ihr Mann auch nicht. Die beiden sind lediglich Sünder vor Gott, so wie wir alle. Sünder, die nicht bereuen.«

Ich war nicht überzeugt. Ich würde den Teufel persönlich ehelichen, wenn es Frankreich dienen würde. Er sah in meinem Blick, dass es mir damit ernst war, und seine Hand streifte meine Wange. Er suchte nach Worten. Er war ein Mann, der nicht viel sprach, außer mit Gott, und auch das nur in Gedanken.

Ich wartete, denn wenn mein Vater sprach, hatte er immer etwas zu sagen. Damals dachte ich, das liege daran, dass er König war. Inzwischen weiß ich, dass das sein Naturell war. Er sprach vorsichtig, um möglichst wenig zu verletzen. Sein ganzes Leben lang bereitete es ihm Kummer, dass er als König ebenso häufig verletzte wie Gnade gewährte.

»Meine Tochter«, sagte er. »Du bist ein braves Mädchen. Du bist der ganze Stolz meines Hauses. Ich habe dich zur Gräfin von Vexin in deinem eigenen Recht gemacht, obwohl dieser Titel noch nie von einer Frau getragen wurde. Weißt du, warum ich das getan habe?«

»Weil ich stark genug bin, ihn zu tragen«, antwortete ich.

Wieder dachte ich, dass er gleich losweinen würde, aber er war ein Mann. Er war weder damals noch früher ein großer Kämpfer, aber er hatte sich stets unter Kontrolle. Ich kannte viele berühmte Krieger, die das von sich nicht behaupten konnten.

Er zog mich auf seinen Schoß und gab mir einen Kuss. Ich konnte mich nicht erinnern, dass mich seine Lippen je zuvor berührt hatten. Er hatte mich zwar lieb, das wusste ich,

doch unsere Familie war von Tradition und Pflichterfüllung geprägt. Es blieb wenig Zeit für Küsse oder Tränen. Daran erinnerte ich mich, selbst als ich seine Tränen auf meinem Haar spürte.

Sobald eine Tochter des Hauses der Kapetinger verlobt ist, wird sie zur Familie ihres zukünftigen Ehemanns geschickt, um bei ihr zu leben. Ich war meinem Vater und Frankreich zuliebe bereit, einem Leben im Exil unter den Feinden meines Vaters entgegenzusehen. Denn ich wusste, dass König Heinrich der Feind meines Vaters war. Seine Macht reichte weit, bis in die Gebiete, die an die Länder meines Vaters grenzten. Heinrich war König von England, darüber hinaus Herzog der Normandie und durch seine Frau Herzog von Aquitanien. Heinrich war ein Vasall meines Vaters, aber er war mächtig. Meine Verlobung war eine Möglichkeit, die Bedrohung durch den englischen König und seine vielen Söhne zu verringern, ein weiterer Weg, den brüchigen Frieden zu wahren.

Mein Vater zog seinen Rosenkranz hervor. Er trug immer einen mit sich. Heute bestand er aus goldenen Kugeln, besetzt mit Diamanten, Perlen und Amethysten, und am Ende hing ein goldenes Kruzifix mit einer schönen Darstellung unseres gekreuzigten Heilands. Mein Vater reichte mir den Rosenkranz und drückte ihn mir in die Hand.

»Trag ihn immer bei dir, Alix. Benutze ihn, um für mich und für Frankreich zu beten. So wirst du immer daran erinnert, woher du kommst und wer dein Vater war.«

Wieder gab er mir einen Kuss. Ich hörte, dass sich seine Waffenknechte vor der Tür zu versammeln begannen. Sie waren gekommen, um ihn zu begleiten, denn er wurde, wie es bei einem König immer der Fall war, anderswo gebraucht.

Doch selbst jetzt wandte er sich nicht von mir ab, sondern hielt mich fest. Ich blickte zu seinem Gesicht hinauf und sah, dass mein Vater schon alt war. Es würden viele Jahre vergehen, bis ich ihn wiedersehen würde.

Er strich mir über die Haare und trocknete mit dem Ärmel seines Brokatgewands meine Tränen. Der Brokat war rau und kratzte mich, aber für mich fühlte er sich an wie Küsse, was außer bei meinem Vater sonst bei keinem anderen Menschen der Fall gewesen wäre.

»Sei ein braves Mädchen und diene stets deinem Haus. Wir werden uns zu Füßen unseres Heilands im Himmel wiedersehen.«

Als ich meinem Vater ins Gesicht blickte, erkannte ich, dass er glaubte, was er sagte. Wenn das Leben finster und der Pfad der Pflichterfüllung und Ehre steinig und lang waren, dachte ich stets an das Gesicht meines Vaters an diesem Tag zurück. Ich erinnerte mich, dass er mich lieb hatte und ein so guter Mensch war, dass er über das Böse dieser Welt hinaus dem sicheren Paradies entgegensehen konnte.

Burg Winchester
April 1169

An dem Tag, als Ludwigs Tochter zu mir kam, war ich auf ihre Ankunft nicht vorbereitet. Ludwig, mein Ex-Mann. Mein früherer Geliebter. Mein langjähriger Feind. Der einzige Mann, der weinte, als ich ihn verließ, der nicht stark genug war, seine Tränen zu verbergen. Vielleicht war er aber einfach so stark, dass er es gar nicht für nötig hielt.

Sie kam zu mir und starrte mit Ludwigs Augen zu mir hinauf. Die Augenfarbe war die ihrer Mutter, hellbraun mit gelben Sprenkeln. Aber ihre Ernsthaftigkeit, ihre Feierlichkeit hatte sie von ihrem Vater geerbt.

Ich war allein, als sie in Burg Winchester ankam. Ich war von Frauen umgeben, doch keine von ihnen kannte mich wirklich. Sie fürchteten mich und liebten mich – so wie ein Kirchgänger in einer Kathedrale behauptet, Christus zu fürchten und zugleich zu lieben. Aber keine von ihnen durchschaute meine Maske. Das hätte ich nie zugelassen.

Mein Sohn Richard hielt sich wie meine übrigen Kinder in meiner Burg in Oxford auf. In ein paar Monaten sollten wir nach Aquitanien reisen. Ich hatte Heinrich neun Kinder geboren – die Töchter, um ins Ausland verheiratet zu werden, die Söhne, damit sie ihrem Vater nachfolgen. Aber mein Herz sagte mir, dass Richard ganz der Meine war, der nur für mich allein geboren wurde.

Mein Gatte Heinrich hatte mich vor Jahren praktisch verlassen, weil er dem Rock von Rosamunde nachjagte. Sie war nur die Tochter eines Ritters, einer Familie, die ihren unbekanntem Streifen Land gerade einmal eine Stunde besessen hatte, während meine Familie, die von Karl dem Großen abstammt, Aquitanien seit Jahrhunderten in ihrem Besitz hielt. Beim Gedanken an diese Frau, an ihr geziert zur Schau gestelltes blondes Haar, die verführerischen geistlosen Augen, kam mir die Galle hoch. Es wurde gemunkelt, Heinrich habe bei ihr seinen Frieden gefunden und liebe ihr Schweigen ebenso wie ihr Geplapper. Mag sein. Von mir bekam er mit Sicherheit weder Frieden noch Schweigen.

Seit dem Tag, an dem wir uns begegneten, erhielt Heinrich von mir nichts anderes als Feuer. Ein Feuer, das niemals erlosch, sondern wärmte und seine Fingerspitzen versengte, wenn er mich berührte. Ein Feuer, das ihn viele Jahre länger in meinem Bett hielt, als es mir irgendjemand zugetraut hätte, denn ich war mehr als zehn Jahre älter als er und mit neunundzwanzig zu alt, um die Aufmerksamkeit eines Königs zu erregen, selbst als wir uns kennenlernten.

Aber damals war Heinrich nicht König gewesen, nur ein beinhardter Krieger, der dem Feind seiner Mutter ein Königreich abringen sollte. Er war ein Löwe im Käfig und lief wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt an Ludwigs Hof herum. Als ich zum ersten Mal in seine grauen Augen sah, stand mein Gatte, der König von Frankreich, neben mir, aber ich wusste sofort, dass Heinrich mich für den Rest meines Lebens lieben würde. Nun,

auch in diesem Punkt täuschte ich mich.

Doch von dem Tag an, als er mich sah, begehrte Heinrich mich, wie er seitdem nie mehr eine Frau begehrt hat. Das weiß ich, weil ich ihn kenne. Die Tatsache, dass ich ihn besser kenne als irgendjemand sonst auf der Welt, ist der Grund, warum er sich Rosamunde zuwandte und sich selbst jetzt noch von mir fernhält.

Als Ludwigs Tochter ankam, dachte ich gerade an Heinrich. Ich denke häufig an Heinrich, wenn weder die Worte meiner Hofdamen noch die Lieder meiner Musikanten mich ihn vergessen lassen. Ich erinnerte mich an sein lautes, dröhnendes Lachen, an seine breiten Bauernhände, die meine Taille umfassen und mich hochheben konnten, als würde ich gar nichts wiegen, obwohl ich eine große und kräftige Frau bin. Deshalb habe ich ihn so sehr geliebt: Seine Stärke konnte sich mit meiner messen, wenn er sie einzusetzen gedachte.

Ich saß mit meinen Damen zusammen, als Alix zu mir kam. Mein Kundschafter hatte mich informiert, als sie in Southampton an Land ging, und ein anderer überbrachte die Nachricht, dass sie an diesem Tag ankommen würde. Ich wartete, blickte aus meinem Fenster und genoss die leichte Brise, die um die Burgmauern wehte und mir übers Gesicht strich. Endlich hatte es aufgehört zu regnen, und ich hatte das Gefühl, als könne ich den Duft des Frühlings, den Geruch von feuchter Erde und süßem frischem Gras einatmen.

Amaria, meine Lieblingshofdame, las uns gerade aus dem Johannesevangelium vor. Keine meiner Damen hier in England begriff, welche Ironie dahinter steckte, dass die Evangelien an meinem Hof laut vorgelesen wurden. Nur wenige der Frauen hier würden mit mir nach Aquitanien zurückkehren, wo die höfische Minne aus der Taufe gehoben wurde und wo ich aufgewachsen war. Hätte Heinrich jedoch gehört, dass an meinem Hof das Evangelium gelesen wurde, hätte er begriffen. Wäre er da gewesen, hätte er mit mir gelacht. Heinrich wusste besser als irgendjemand sonst, wie wenig ich auf Religion und all ihr falsches Drum und Dran gab.

Meine Damen waren die gebildetsten Frauen der Christenheit. Daran erinnerte ich mich und sie gerne, deshalb ließ ich sie auf Latein laut vorlesen. Sie lasen die Evangelien, vernahmen das Wort Gottes und hielten mich für fromm, was der Gipfel der Ironie war. Mir gefiel es einfach, die dritte Sprache zu hören, die zu lernen mein Vater mich aufgefordert hatte – neben meiner Muttersprache, dem Provenzalischen, und selbstverständlich dem Pariser Französisch.

Am meisten liebte ich es, eine Frauenstimme laut vorlesen zu hören. In einer Welt, in der die meisten Priester nicht lesen und schreiben konnten, bedeutete es mir viel, dass meine Damen, so schwache Wesen sie auch waren, beherrschten, was so viele Männer trotz all ihrer Kraft und Stärke nicht vermochten.

Mein Vater war zwar schon lange tot, doch seine Kathedrale stand noch immer. Während Amaria las, stickten meine anderen Damen an einem großen Gobelin, der in der Kathedrale von Poitiers als neues Altartuch dienen sollte. Sie leisteten gute Arbeit, besser als jede Zunft. Sie hielt ihre Hände beschäftigt und ihre Gedanken von Dummheiten ab.

Als der Nachmittag verstrich und das Licht zu verblassen begann, überlegte ich mir,

Bertrand, meinen Lieblingstroubadour, zu rufen, damit er zu uns heraufkomme und uns ein Lied vortrage. Aber ich hatte diesen Gedanken noch nicht ausgesprochen, als die Burgdiener kamen, um die Abendkerzen anzuzünden und die Tageslampen zu entfernen.

Es war am späten Nachmittag, als einer von Heinrichs Dummköpfen das Mädchen zu mir brachte. Ihr Schleier war schmutzig, ihr seidenes Gewand von der Reise so verknittert und beschmutzt, dass sie es nie wieder würde tragen können. Sie stand da und blinzelte selbst in dem sanften, verblässenden Licht in meinem Turmzimmer.

Meine Damen wussten, dass sie über die derangierte Erscheinung des Mädchens nicht laut loslachen durften, zumindest nicht, bis ich sie entlassen hatte. Aber ich hörte ihr Kichern, das sie zu unterdrücken versuchten und das darauf wartete, beim ersten Zeichen meines Permisses loszubrechen. Doch ich gab ihn nicht.

Die Prinzessin sah aus, als wüsste sie, dass sie sich hinter ihrem Rücken über sie lustig machten, dass sie sie unverblümt auslachen würden, falls ich es gestattete, aber sie beachtete sie gar nicht. Sie würdigte meine Damen nicht einmal eines Blickes, sondern hielt die Augen auf mich gerichtet.

Ich erhob mich von meinem Sessel und betrachtete das Mädchen, dabei schaute ich in die Augen meines früheren Liebhabers. Sie wich meinem Blick nicht aus und senkte ihre Augen nicht, wie ich es von einem von Ludwigs Kindern erwartet hätte. Stattdessen blickten mich ihre braunen Augen mit einer Offenheit an, wie ich sie nur selten erlebt habe – mit einem festen Blick, der mich einzuschätzen und mich für unzulänglich zu halten schien.

Das Kind war Ludwigs Tochter, aber sie war so stark wie ich. Der Anblick dieser Stärke in einer anderen ließ meine ganze Abwehr schwinden. Ich lächelte sie an.

Das Mädchen erhob sich aus seinem Hofknicks. Sie war ein kleines Kind, aber fürwahr eine Frau hatte sie ausgebildet, denn sie bewegte sich anmutig. Für den Bruchteil einer Sekunde fragte ich mich, ob irgendjemand so vernünftig gewesen war, ihr das Tanzen beizubringen. Ich schwor mir, dass ich es tun würde, falls es niemand bereits übernommen hatte.

Mein Lächeln brachte ein Funkeln in ihre Augen, das zuvor noch nicht da gewesen war. Sie betrachtete mich als Freundin, als Ebenbürtige. Seit dem Tag, als Heinrich mich am Hof Ludwigs erblickte, hatte niemand die Unverfrorenheit besessen, mich auf diese Weise anzusehen. Doch dieses Kind hielt meinem Blick mit einer Stärke stand, wie ich sie bei meinen eigenen Töchtern nie erlebt hatte, die Stärke, die ich in ihnen immer gesucht, aber nie gefunden hatte. Bei ihr erkannte ich sie.

»Willkommen, Prinzessin Alix.«

Wieder machte sie einen Knicks, dieses Mal nicht ganz so tief. Ich wandte mich an Heinrichs Dummkopf und zwang ihn zum Wegsehen.

»Ihr bringt mir die Gräfin von Vexin, eine Prinzessin von Frankreich, mit Straßenschmutz bedeckt und völlig erschöpft.«

Sir Reginald, der zwar ein Ritter von Shrewsbury war, hatte nicht den Anstand, sich noch einmal zu verbeugen. Er war einer von Heinrichs Männern, die der Meinung waren,

ich hätte niemals Königin werden sollen. Dass ein einfacher Ritter versucht sein könnte, mich zu beurteilen, regte meine Fantasie an, obwohl mich das eigentlich hätte erzürnen müssen. Beinahe hätte ich ihm ins Gesicht gelacht, aber ich überlegte es mir anders und beschloss, ihm stattdessen Angst einzujagen. Während ich mir das Lachen verbiss, traf mein Blick den der Prinzessin.

Prinzessin Alix lächelte mich an, als wären wir Verschwörerinnen und dieser Mann unser Opfer. Als sie lächelte, war es, als wäre die Sonne im Raum aufgegangen. Und während sie beobachtete, wie Sir Reginald sich vor mir wand, sah ich, dass sie ihn hasste, weil er nichts unternommen hatte, um ihr die lange Reise möglichst angenehm zu gestalten. Wahrscheinlich war er nicht einmal so umsichtig gewesen, sie abends in die Obhut einer Frau zu geben, so wie Ludwig nicht einmal daran gedacht hatte, eine Frau zu ihrer Begleitung mitzuschicken.

Angesichts der Dummheit der Männer verstärkte sich mein Lächeln, und als ich sie ansah, hielt die Prinzessin sich die Hand vor den Mund. Sie versuchte, ihr Lachen zu verbergen, es hinunterzuschlucken, aber als wir, die Komplizinnen, einander ansahen, misslang es ihr.

Ihr Lachen klang wie das schöne Geläut einer Glocke, der Glocke, die einst im Turm der Kapelle meines Vaters in Poitiers geläutet hatte. Ich hatte den Eindruck, mein eigenes Lachen in ihrem zu hören, das Lachen, das ich meinem Vater immer geschenkt hatte, und natürlich Heinrich. Dieses unbekümmerte Lachen von früher stieg nach vielen Jahren wieder in mir auf. Ich konnte es nicht zurückhalten, es nicht unterdrücken.

Da sank Sir Reginald vor mir auf die Knie, so erschrocken, wie es sich für ihn geziemte. Doch als die Tochter, die eigentlich ich hätte bekommen müssen, neben mich trat, wusste ich, dass ich ihn gehen lassen würde.

»Geht«, sagte ich. »Und tretet mir nie wieder unter die Augen.«

Diese Worte erfreuten meine neue Tochter, und sie lachte wieder.

Meine Damen, die über mein Verhalten entsetzt waren, lachten dieses eine Mal nicht, um mich zu besänftigen oder über einen Scherz zu kichern, den sie nicht verstanden. Ich gab ihnen ein Zeichen, und auch sie zogen sich zurück, sodass ich mit der kleinen Prinzessin allein war.

»Ihr habt ihm Angst eingejagt«, stellte Alix mit Ehrfurcht in der Stimme fest, als hätte ich irgendein Zauberstück vollbracht.

Ich reichte ihr die Hand, und sie küsste sie ehrfurchtsvoll. Ich konnte nicht zulassen, dass sie mir Ehrfurcht entgegenbrachte. Von allen anderen nahm ich Ehrerbietung entgegen, aber von ihr wollte ich geliebt werden.

»Nein, Alix, bitte kein Küssen der Hand. Der Mann ist ein Dummkopf, und Dummköpfe müssen ausgelacht werden.«

»In Frankreich ist das nicht so.«

Ich sah ihren ernsten Blick und zog ihr das ruinierte Tuch vom Kopf. Ihre Haare waren ein Gewirr brauner, rostroter und ahornfarbener Locken. Obwohl sie weich und fein waren, wirkten sie dicht und lebendig. Ich strich ihr die Haare aus dem Gesicht und hätte

mich beinahe hinuntergebeugt, um ihr einen Kuss zu geben. Doch ich verkniff es mir, weil ich fürchtete, sie mit zu viel Zuneigung, zumal von einer Fremden, zu erschrecken.

Aber wir waren uns nicht fremd, von der ersten Minute an nicht. Alix sah mich mit einem Blick an, der verriet, dass sie meine Seele durchschaute, als könne sie hinter meine Maske sehen und nicht nur die Frau erkennen, die ich war, sondern auch die Frau, die ich so gerne sein wollte. Da gab ich ihr doch einen Kuss, und die Haut ihrer Wange fühlte sich unter meinen Lippen weich an. Sie roch nach Schweiß und Straßenstaub, und ich wusste, dass ich mich um ihr Wohlergehen kümmern musste. Ich würde ihr leibliches Wohl niemand anderem überlassen.

»Komm mit mir«, sagte ich und ergriff ihre Hand.

Sie machte keine Anstalten, mir zu folgen, sondern starrte mich an, und jede Spur von Lachen war aus ihrem Blick verschwunden.

»Ihr wart die Frau meines Vaters«, sagte sie.

Sie sprach mit solchem Entsetzen, dass ich sie wieder anblickte. Die Angelegenheit musste geregelt werden, bevor wir weitermachen konnten. »Alix, es wäre besser, wir beide würden uns darauf einigen, niemals von der Vergangenheit zu sprechen.«

Sie gehorchte mir nicht blindlings. Sie nickte nicht, um mich zu besänftigen, wie es jeder andere wohl getan hätte, sondern sie blickte mich ernst an und betrachtete mich, wie es in meinem Leben nur wenige Menschen je getan hatten – Heinrich und vor ihm mein Vater. Ich sah, wie es in ihrem Kopf arbeitete, während sie über das nachdachte, was ich gesagt hatte. Ich erkannte, dass ihre Liebe zu ihrem Vater gegen ihre frische Liebe zu mir ankämpfte. Ich gewann diesen Kampf nicht, aber ich verlor ihn auch nicht.

»In Ordnung«, sagte sie. »Ich werde sie vergessen.«

Sie machte dieses Zugeständnis aus freien Stücken, und ich hatte sie nicht einmal darum gebeten. Wieder gab ich ihr einen Kuss, und sie lehnte sich an mich wie ein Vogel, der vor einem Sturm Schutz sucht. Ich zerrte sie nicht aus dem Zimmer, wie ich zunächst vorgehabt hatte, sondern kniete mich neben sie und umschlang sie, als wäre sie tatsächlich meine eigene Tochter.

Hand in Hand gingen wir durch den langen dunklen Korridor zu meinen Gemächern. Wenn der König nicht zugegen war, wurden in Winchester die Fackeln nicht angezündet, und das gefiel mir. Die kalkgetünchten Mauern waren von den Regengüssen des Vortages noch feucht, und selbst zu dieser Stunde gaben die Steine die Feuchtigkeit ab. Die Tage wurden wärmer, und ich freute mich schon auf den Frühling.

Ich hatte einen Knappen, der mir mit einer Laterne den Weg leuchtete, als ginge ich eine lange, kurvenreiche Straße entlang. Vor meinen Gemächern verließ er uns, und als ich die Tür öffnete, stellte ich fest, dass meine Damen mich erwarteten.

Meine Hofdamen traten vor oder erhoben sich von ihren Stühlen, um einen Knicks vor mir zu machen.

»Eure Majestät«, sagte Amaria. »Ihr kommt ohne Begleitung?«

»Nein. Ich komme zusammen mit der Prinzessin von Frankreich.«

Amaria vernahm in meiner Stimme die unausgesprochene Aufforderung und machte

sogleich vor Alix einen Knicks.

Alix stand neben mir, ihre Hand noch immer in meiner, und nahm die Ehrerbietung der Hofdame als ihr zustehend entgegen.

Die anderen meiner Damen sahen mein Gesicht und taten es Amaria gleich, dann hob ich die Hand, um sie zu entlassen. Als sie im Begriff waren zu gehen, wies ich sie an: »Meine Damen, bitte teilt Seiner Exzellenz, dem Bischof, mit, dass ich am heutigen Abendmahl nicht teilnehmen werde.«

»Wie Ihr wünscht, Eure Hoheit.« Amaria verneigte sich und sah Alix erneut an.

Die kleine Prinzessin erwiderte ihren Blick, aber ihre Miene war undurchschaubar. Wieder erkannte ich Ludwig in ihr.

Meine Damen ließen uns mit den Burgbediensteten allein, die meine Gewohnheiten kannten und schon damit begonnen hatten, mein Bad vorzubereiten. Alix beobachtete sie mit weit aufgerissenen Augen, während die Frauen eine fast endlose Menge heißen Wassers aus der Küche brachten, Wasser, das ich sie jeden Tag erhitzen ließ, ob sie mich für eine Hexe hielten oder nicht. Selbstverständlich hätte niemand die Frechheit besessen, mich laut eine Hexe zu nennen, nicht einmal das Wort zu flüstern. Obwohl ich von Heinrich getrennt war, war ich doch noch immer die Königin.

Die Frauen hatten das heiße Wasser in den Zuber geschüttet, und meine Kammerdienerinnen traten vor, um mein Gewand entgegenzunehmen. Ich hob die Hand und befahl ihnen, innezuhalten.

»Zuerst wird die Prinzessin baden.«

In ihren Augen flackerte Angst auf. Alix wäre davongelaufen, hätte ich nicht ihre Hand gehalten. So stand sie da und war gefangen wie ein Wildschwein in einem Netz, wie ein Hirsch, der den Jäger wittert.

»Ich muss baden?«, flüsterte sie mir zu.

»Jeden Tag, kleine Prinzessin. Genau wie ich.«

Sie schaute mich mit diesen hellbraunen Augen an, die mich betrachteten und fixierten, wie es keine zuvor und danach je getan hatten. Sie wog meine Worte ab und versuchte mich einzuschätzen.

»Ihr badet?«, fragte sie, als wolle sie sicher gehen, dass sie mich richtig verstanden hatte.

»Ja, das tue ich.«

»Jeden Tag?«

»Ja«, antwortete ich. »Und das wirst du auch tun.«

Ich wusste nicht, welchen Unfug man dem Kind an Ludwigs Hof über die Gefahren beigebracht hatte, die man einging, wenn man mit Wasser in Berührung kam, oder über die Vorgaben der Kirche zur Selbstkasteiung. Ich konnte mir nur ausmalen, was man sich seit meinen Tagen in Paris dort ausgedacht hatte. Selbst als ich Königin von Frankreich war, waren nur ein paar wenige Höflinge so mutig gewesen, einmal in der Woche zu baden, und diese wenigen hatten es nur getan, um mir zu gefallen. Ich war die Einzige gewesen, die täglich badete, mit Ausnahme zu Beginn meiner Ehe, als ich Ludwig zu mir

ins Bad lockte.

Doch ich verbat mir diese Gedanken. Ich konnte nicht an meinen früheren Liebhaber denken, während ich seine Tochter vor Augen hatte.

Sie war mutiger als viele Franzosen vor ihr. Sie starrte in die Wanne, als wäre sie mit Säure, nicht mit Wasser, gefüllt. Still stand sie da, während meine Kammerdienerinnen sie bis aufs Unterkleid auszogen.

Sie sahen sich um und stellten fest, dass sie kein Gepäck bei sich hatte. Später fand ich heraus, dass Ludwig eine kümmerliche Tasche mit Gewändern und Unterkleidern mitgeschickt hatte, mit Sachen, die ich keiner Dienerin gegeben, geschweige denn einer Tochter angezogen hätte. Sobald ich diese Tasche erblickte, wies ich meine Kammerdienerinnen an, sie zu entfernen. Ich würde neue Gewänder für sie anfertigen lassen.

Meine Dienerinnen traten vor und reichten ihr die Hände, die sie ergriff, dann stieg sie in die Badewanne. Das warme Wasser war eine unerwartete Wonne, und sie warf mir einen Blick zu. Ich sah, dass sie noch nie das Vergnügen gehabt hatte, in warmes Wasser einzutauchen. Wieder verfluchte ich Ludwig und all die Schwachköpfe in Paris.

Alix stand still da und ließ sich von meinen Dienerinnen, deren Hände sanft unter ihr Unterkleid glitten, waschen. Sie wussten, dass sie ein viel zu sitzames Kind war, um nackt zu baden, so wie ich es tat. Die größte meiner Kammerjungfern wusch ihr sanft das Haar und hob sie dann aus der Wanne, als würde sie gar nichts wiegen.

Die Prinzessin klammerte sich wie ein Äffchen an sie, während sie die ganze Zeit den Blick auf mich gerichtet hielt. Meine Kammerjungfern zogen ihr das Unterkleid so flink aus, dass Alix gar keine Zeit hatte zu protestieren. Sie trockneten sie mit angewärmten Leinentüchern ab, dann wickelten sie sie in ein Pelzcape, das auf meine Anweisung hin aus meinen Truhen geholt worden war.

Alix saß auf einem kleinen Hocker neben der Wanne und ließ mich nicht aus den Augen, als meine Kammerdienerinnen mich bis auf die Haut entkleideten und mir in das Bad halfen.

»Sehr gut, Alix. Du warst sehr mutig.«

Tränen stiegen meiner neuen Tochter in die Augen, und ich sah, dass sie ebenso selten gelobt wurde, wie sie mit Badewasser in Berührung kam. Ich streckte meine Hand über den Wannenrand aus und ergriff die ihre, und die Seife tropfte von meiner Haut auf den Pelz des ihr geliehenen Umhangs.

»Du darfst keinem Mann deine Tränen schenken«, sagte ich. »Und auch keiner Frau. Denn ihre Kraft gehört immer nur dir.«

Sie nickte, schluckte kräftig und bezwang ihre Tränen durch bloße Willenskraft. Ich beobachtete, wie sie mit sich selbst kämpfte, und wusste, dass ich dieses Kind für den Rest meines Lebens lieben würde. Und darüber hinaus, falls die Kirche Recht haben sollte.

Sollte ich nach dem Tod in der Hölle schmoren, würde die Erinnerung an dieses Kind einen angenehmen, kühlen Fleck darstellen.

Wir saßen zusammen, nachdem wir Fleisch und Brot gegessen hatten, und Alix blickte mich an. »Ist König Heinrich der Teufel?«, fragte sie, so gelassen, als hätte sie mich gebeten, aus dem Fenster zu blicken und nach dem Wetter zu schauen.

Ich verschluckte mich an meinem Wein, saß da und rang nach Luft.

Noch immer sah sie mich an, still wie der Tod, gelassen wie ein Priester.

»Hat dein Vater dir das gesagt?«

»Nein, Majestät. Aber alle anderen am Hof meines Vaters haben das behauptet.«

Zweifellos bezog das Kind sich auf die alten angevinischen Geschichten, in denen davon die Rede war, dass Heinrichs Urgroßvater wie ein Dämon aus der Erde emporstieg, um alle seine Feinde zu vernichten. Wieder lachte ich. Seit Jahren hatte niemand mehr die Frechheit gehabt, von diesen alten Geschichten zu sprechen. Und jetzt besaß dieses Kind, ein kleines Mädchen aus Paris, die Unverfrorenheit, mir in die Augen zu blicken und mich zu fragen, ob der Mann, den ich geliebt und die Kinder, die ich ihm geboren hatte, Teufelsbrut seien.

»Nein«, antwortete ich. »Heinrich ist nicht der Teufel. Das ist eine alte, dumme Geschichte.«

Ich konnte sehen, dass sie mir nicht recht glaubte, aber sie versuchte mir zuliebe, mich beim Wort zu nehmen.

Ich lächelte sie an und strich über die Locken, die ihre Stirn umrahmten. »Du darfst nie mehr davon sprechen«, sagte ich. »Bei Hofe haben die Mauern Ohren.«

»Ich weiß«, antwortete sie und fingerte an einem Stück Brot herum, das sie nicht zu essen beabsichtigte. »Das hat mir Papa gesagt.«

»Dein Papa hatte Recht«, pflichtete ich ihr bei. Ich konnte den Gedanken an Ludwig nicht ertragen und noch weniger, von ihm zu sprechen, deshalb wechselte ich das Thema. »Sollen wir ein Spiel spielen?«

Das Gesicht von Alix hellte sich auf, als sei die Sonne aufgegangen, und die arglose Freude in ihren Augen stach mir ins Herz. Ich wollte sie an meine Brust drücken und sie fragen, ob man ihr in Paris denn nie gestattet hatte, Spiele zu spielen. Ich unterdrückte dieses Verlangen und blieb still sitzen, bis es nachließ.

Ich hob die Hand, und meine Damen brachten mein Schachbrett, an dem ich seit Jahren nicht mehr gespielt hatte, seit Heinrich mich wegen Rosamunde verlassen hatte. Die goldenen und silbernen Figuren waren fein gearbeitet. Ich hatte sie in meinem Gepäck aus dem Heiligen Land mitgebracht. Ludwig hatte sie mir geschenkt.

Immer hatte ich vorgehabt, Richard das Schachspiel beizubringen, doch während er sich für militärische Strategien begeisterte wie für nichts anderes, konnte er kaum lange genug still sitzen, um ein Spiel mit mir zu spielen. Ich vermisste meinen Sohn, und meine Sehnsucht nach ihm durchbohrte mein Herz. Ich blickte meine neue Tochter an.

»Das ist ein Schachbrett«, erklärte ich ihr.

Alix griff nach der silbernen Königin, aber als ich das Wort »Schach« aussprach, zog sie die Hand zurück, als stünde das Brett in Flammen.

»Das ist ein Spiel der Ungläubigen«, stellte sie fest. »Mein Papa hat mir das gesagt.«

Beinahe hätte ich gelacht, aber ich sah an ihrem Gesicht, wie ernst es ihr war, deshalb hielt ich mich zurück. Ich griff nach der goldenen Königin auf meiner Seite des Schachbretts und betastete sie liebevoll. Ich dachte an die vielen Male, als mein früherer Geliebter Raymond und ich Stunden an eben diesem Brett verbracht und gespielt hatten. Kein Wunder, dass Ludwig das Geschenk, das er mir selbst gemacht hatte, verfluchte.

»Nun, dein Papa hat Recht«, sagte ich. »Die Perser haben es erfunden. Aber es war ein christlicher Ritter, der dieses Brett entworfen und diese Figuren für mich angefertigt hat.«

»Ist es gesegnet worden?«, wollte Alix wissen.

Wieder lachte ich nicht über sie. Ich kannte Ludwigs Aberglauben, seine Ergebenheit gegenüber der Kirche. Ich konnte mir nur ausmalen, wie viel von diesem blinden Glauben er an sie weitergegeben hatte. Ich wusste, dass ich sie von der Religion freimachen würde, egal, wie lange das dauern sollte. Ich würde ihr beibringen, selbst zu denken.

Den zukünftigen Bemühungen zuliebe schluckte ich eine bissige Bemerkung hinunter. Stattdessen log ich. »Ja«, sagte ich. »Mein Beichtvater hat es gestern gesegnet.«

Alix blickte mich argwöhnisch an. Zwar sah sie das heitere Funkeln in meinen Augen, doch sie beschloss, mir zu vertrauen. Sie griff nach der schweren silbernen Königin, einer Figur, die so groß war, dass sie ihre ganze Handfläche bedeckte. Auf dem Brett aus Elfenbein- und Ebenholzintarsien, das mit Gold und Lapislazuli verziert war, sah die Königin mächtig aus.

»Sie ist schön«, sagte Alix, die jeden Gedanken an die Ungläubigen vergessen hatte. Sie wusste sogleich, dass die Figur in ihrer Hand eine Frau war. Ohne dass ich ihr das zu erklären brauchte, wusste sie, dass bei diesem Spiel nicht der König herrschte, sondern die Königin. Alix war, ohne sich dessen bewusst zu sein, meine Seelenverwandte, ein Mädchen, das mir sowohl in Sachen Verstand als auch Geist ebenbürtig war.

Ich stellte meine Königin auf das Brett, und sie tat es mir nach. Dann griff ich nach meinem ersten Bauern und sagte: »Wir wollen anfangen.«

»Ich weiß nicht, wie man das spielt«, antwortete sie.

Ich lächelte, als sie mich mit ihren klaren braunen Augen ansah. »Ich weiß, kleine Prinzessin. Ich bringe es dir bei.«